

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 114 (1988)
Heft: 24

Rubrik: Pünktchen auf dem i

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Sicherheit mit dem Schlimmsten rechnen

VON FRANK FELDMAN

Es kommt einmal der Tag, an dem man scheiden muss. Man kann es so machen wie Barbey d'Aurevilly, als er zu seiner spanischen Mätresse sagte: «Schauen Sie mich an, Madame, denn Sie werden mich nicht wiedersehen», oder man würdigt seinen Anlageberater, der nur Miese gemacht hat, eines so kalten Blickes, dass selbst die Milch der frommen Denkart im Eisschrank gefriert, und sagt: «Das war's dann auch!»

Scheiden tut weh, und die Trennung von einer Schweizer Bank will mindestens so wohl erwogen sein wie die von Tisch und Bett eines Lebenspartners.

Von einem Bankpartner wird mit Recht mehr erwartet als Standardleistungen und ein schematisierter EDV-Service. Es kommt eben doch, wie auch sonstwo, auf den kleinen Unterschied an.

Wer ein paar Rappen gespart hat, aus denen Franken wurden, die sich in wundersamer Vermehrung zu einem schönen Haufen von einer halben Million angesammelt haben, den plagen die Geister mit der Frage: Wohin damit?

Wohin mit dem Geld?

Mit einer schönen Frau weiss man immer, wohin man sie gerne nähme, aber mit ein paar hunderttausend Franken? Das Nummernkonto ist ja inzwischen in aller Welt sattsam bekannt, aber das löst nicht das Urproblem: Wie mache ich aus dem vielen mehr? Es ist die Kardinalfrage dieser überindustrialisierten Zeit, und wer sie löst, ist fein raus – oder ist er das wirklich?

Genug der Fragen.

Man sucht also eine Bank für das Zählerworbene, schreibt Briefe, erhält vorsichtig dosierte Aufforderungen zu einem Gespräch und wird endlich in das getäferte Sanctum dieser Bank geleitet. Man ist allein mit sechs lederbezogenen Konferenzstühlen, vier Grafiken, sieben Schreibstiften, weissen Notizblöcken, drei Lampen, vier weissen Wänden, einem Fenster und einer geschlossenen Tür, durch die kein Laut dringt.

Nach zehn wägenden Minuten erscheint der halb- oder vollbestallte Prokurist im grauen Seidenanzug, weissen Hemd und einer 70-Franken-Krawatte, gefolgt vom

Anlageberater im Wollanzug, weissen Hemd und einer dezent gemusterten 50-Franken-Krawatte.

Austausch von Floskeln, man setzt sich, die Herren tragen Schreibbretter mit sich. Sie blicken erwartungsvoll.

Bewahren statt mehren

Man ist wachsam als ein Indianerspähtrupp, sondert das Gelände, rekognosziert, wartet auf die Eröffnungsziege des Investors in spe. Dem bleibt nichts anderes übrig, als mit einem Gambit die Partie zu eröffnen:

Er habe so ein halbes Millönchen, vielleicht ein bisschen weniger, und suche eine Bank, die daraus ein ganzes machen könne – mit massgeschneiderten Anlagen. Der Prokurist – auf seiner Karte steht zwar Vizedirektor – winkt ab. Man befindet sich in schweren Zeiten, die guten fetten Jahre wären vorbei, und im übrigen hoffe er, das Geld sei ordentlich versteuert – er durchbohrt den sich in seiner Haut nicht ganz wohl Fühlenden mit einem Zensorblick – nun heisse es, der Bewahrung des Erreichten den Vorrang zu geben.

Der Kunde, der seinen Frankenhaufen so schnell wie möglich im banksichersten Land der Welt deponieren will, möchte Zahlen hören. Womit kann er rechnen? Mit einem Zuwachs von 10 Prozent jährlich, mit 9 oder vielleicht gar nur 8 Prozent?

Der Prokurist winkt ab und setzt sich gewichtig zurück. Zahlen will er nicht nennen.

«Aber ich bitte Sie», wendet der Kunde verzweifelt ein, «selbst mit englischen Regierungsanleihen mache ich mehr.»

«Denken Sie an das Währungsrisiko! Das Pfund – man kann nie wissen!»

«Aber die Thatcher ...»

«Nun ja, die Frau Thatcher ...» Man zuckt die Achseln vielsagend.

«Und wenn ich Ihnen sage, welche Aktien Sie kaufen sollen ...»

Die Herren weisen das Ansinnen entrüstet von sich, man habe eine Philosophie. Und diese Philosophie schreibe eine Anlagepolitik vor: Siebzig zu dreissig, siebzig Prozent in Festverzinslichem und dreissig, vielleicht nur zwanzig, in Aktien, vielleicht auch ein Fonds, welchen die Bank favorisiert.

Philosophie ohne Gold

«Und dafür nehmen Sie Verwaltungsgebühren?»

Abermaliges Achselzucken. Immerhin könne sich jeder Kunde glücklich schätzen, von dieser Bank akzeptiert und betreut zu werden, man sei schliesslich in der Schweiz und nicht bei den Kaffern ...

Apropos Kaffern, wagt der Kunde vorzupreschen. Wie steht es um Goldminenakten?

Da müsse man abwarten, heisst es. Am schwarzen Montag und danach hätten die Goldgläubigen Milliarden in den Sand gesetzt. Gold sei nicht ein Teil der Anlagephilosophie.

Wo man denn Geld verdienen könne, fragt der verunsicherte Kunde.

Es seien eben harte Zeiten angebrochen, wird ihm beschieden, man müsse mit dem Schlimmsten rechnen.

Könne man denn mit vier Prozent Zugewinn rechnen?

Das käme darauf an. Wie auch immer: Die Herren bleiben dabei, die eiserne Regel müsse lauten: Der Investor trennt sich von seinem Geld und überlässt es der Bank. Nach einem Jahr wolle man dann weitersehen. Es sei da auch ein ganzer Scheffel von Papieren zu unterschreiben ...

Der Kunde verlässt mit leicht schwankendem Gang die noble Stätte. Die halbe Million hat er deponiert. Und im übrigen weiss er jetzt, dass bei den sichersten Banken der Welt nichts so sicher ist wie das Unsichere.

Pünktchen auf dem i



öff